

# SCHATZSUCHER

Unser Anspruch auf den größtmöglich anzunehmenden Schatz

Die Hand des Schatzjägers Jonas bewegte sich in Zeitlupentempo durch das Halbdunkel der Höhle. Vorsichtig schob er einige farblose Blätter beiseite. Auf keinen Fall durfte er die versteckten Fallen auslösen, die überall unsichtbar angebracht waren. Seine Finger zitterten leicht, während er nach der Statue des Tedago griff. Bloß keine hastigen Bewegungen! Schweißtropfen liefen über sein Gesicht. Nur noch wenige Zentimeter trennten ihn von der goldenen Figur auf dem Steinsockel. Plötzlich drang eine Stimme an sein Ohr und zerstörte den Moment: „Jonas! Jetzt komm endlich! Das Essen ist fertig.“ In null Komma nichts verwandelte sich die Höhle vor den Augen des Schatzsuchers wieder in die dämmerige Lücke zwischen Couch und Wohnzimmerwand. Ernüchert griff der Zehnjährige nach seinem Teddy und kroch hinter dem Sofa hervor ...

## Suche. Sucht. Gesucht.

Selbst wenn wir nicht hinter Sofas nach goldenen Teddybären stöbern: Unser ganzes Leben ist eine fortwährende Suche. Sammler suchen Seltenes. Vergessliche suchen Schlüsselbünde. Schnäppchenjäger suchen Sonderangebote. Materialisten suchen Haus, Auto, Boot und krisensichere Geldanlagen. Intellektuelle suchen Erkenntnis und jemanden, der ihnen den Fernseher programmiert.

Selbst das Internet ist vor allem ein gigantisches Suchspiel mit Google als blindem Leiter der Blinden. Denn obwohl heutzutage unvorstellbar viel gesucht wird, sowohl in der virtuellen Wirklichkeit als auch im normalen Leben und obwohl auch im großen Maßstab gefunden wird: die Menschheit ist keinen Deut zufriedener geworden. Anscheinend hat der ordinäre Schatz unserer Tage nur eine geringe Halbwertszeit. Für einen Augenblick ist man ganz atemlos vor Glück. Doch bald schon hat das Außerordentliche seinen Reiz wieder verloren und wird zum Gewöhnlichen. Und der Mensch sucht weiter nach etwas Besserem. Ist das nun Raffgier oder

Neugier? In den meisten Fällen wird's wohl ein bisschen von beidem sein.

## Von der Suche zur Schatzsuche

Diese Sehnsucht nach Mehr ist keine neuartige Erscheinung. Schon Salomo, der Renaissance-Mann, der zwei Jahrtausende vor der Renaissance lebte, wurde davon umhergetrieben. In den ersten Kapiteln des Prediger-Buches hat er niedergeschrieben, wie er auf der Suche nach Erfüllung alles ausprobierte: Er studierte, philosophierte, konsumierte, verlustierte, konstruierte, avancierte zum Erfolgstypen seines Jahrtausends und fasste seine Bemühungen mit dem Satz zusammen: „*Und siehe, das alles war Nichtigkeit und ein Haschen nach Wind*“ (Prediger 2,11).

Ein ernüchterndes Fazit. Zwar hat Salomo zehn Kapitel später durchaus eine Lösung parat. Doch erst einmal macht er uns klar, dass die Suche allein noch keinen glücklichen Menschen macht. Womit nicht gesagt ist, dass man aufhören sollte, zu suchen. Ganz im Gegenteil: Wer selbstzufrieden stehen bleibt, versandet

**„Sammelt euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Fraß zerstören und wo Diebe durchgraben und stehlen; sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Fraß zerstören und wo Diebe nicht durchgraben noch stehlen! Denn wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.“**

Matthäus 6,19-21

und verknöchert. Und es ist nicht nur für den Betroffenen gefährlich, wenn der eigene Tellerrand zum Maß aller Dinge wird.

Das betrifft auch uns Christen. Schon Paulus wusste, dass die Suche nach Mehr auch eine geistliche Komponente besitzt. Die Menschen sind so geschaffen, „... dass sie Gott suchen, ob sie ihn vielleicht tastend fühlen und finden möchten, obwohl er ja nicht fern ist von jedem von uns“ (Apostelgeschichte 17,27).

Dabei ist das Tasten und Fühlen nur der Anfang. So wie Jim Hawkins auf seiner Schatzinsel haben auch wir mit der Bibel eine Schatzkarte in die Hand bekommen, mit einem dicken roten Kreuz, neben dem steht: „Hier graben!“ Denn als Erben Gottes haben wir Anspruch auf den größtmöglich anzunehmenden Schatz überhaupt.

Mich würde brennend interessieren, wie viel Prozent der Leserschaft dem letzten Satzes innerlich zustimmten und – mit beiden Beinen fest auf den theologischen Tatsachen stehend – weiterlasen. Oder andersherum gefragt: wie viel Prozent wurden von dieser Erkenntnis metaphorisch vom Stuhl gefegt? Ich zum Beispiel sitze noch. Und genau hier liegt das Problem: Dass wir Gottes Erbberechtigte sind, hat viel zu oft viel zu wenige Auswirkungen im täglichen Leben. Vielleicht haben wir uns einfach daran gewöhnt. Oder wir vergessen es im Alltag. Manchmal ist der Abstand zwischen Kopf und Herz eines Menschen die größte Distanz im Universum.

## Schätzen Sie mal!

Die Frage nach dem größten aller Schätze lässt sich nicht vom Alltag trennen. Sie wurde äußerst real für uns, als meine Frau und ich vor reichlich sechs Jahren nach Afrika ausreisten. Unser Arbeitgeber CFI hatte uns für das Gepäck drei blaue Plastiktonnen mit je 200 Litern Fassungsvermögen überlassen. 600 Liter hören sich ziemlich beeindruckend an. Zumindest, wenn sich's um ungesüßten Fencheltee handelt. Wer aber schon einmal versucht hat, eine

ganze Wohnung in drei Fässer zu stopfen, gibt spätestens bei der Couchgarnitur auf. Relativ früh entschieden wir deshalb, unseren gesamten Hausrat wegzugeben. Es war in jeder Hinsicht eine befreiende Erfahrung. Und auch, als wir mit leichtem Gepäck in unserem westafrikanischen Dorf ankamen, ging die Konsum-Diät weiter. Zwangsläufig, denn es gab dort keine Supermärkte mit dreihundert Käsesorten. Stattdessen einmal wöchentlich dreihundert Marktstände, die allesamt dasselbe anboten: ein Häufchen Reis, zwei Handvoll Chilis-

schoten und drei Zwiebeln. Trotzdem lebten wir nicht nur von Heuschrecken und wildem Honig, wie dazumal Johannes der Täufer. Bei uns gab es stattdessen Reis und Blättersoße. Man schätzt ein gutes Glas Rotwein sehr viel mehr, wenn es 5000 km und ein Jahr entfernt ist.

Zwar konnte ich ohne große Probleme auf Schokolade, Currywurst, Weihnachtsbaum oder Lohnsteuerjahresausgleich verzichten. Aber andere Annehmlichkeiten schienen mir sehr viel lebensnotwendiger zu sein: elektronische Bücher auf CD, Computer, Cappuccino-Pulver, Toilettenpapier. Und solch eine Wunschliste ist ja auch in Ordnung. Schließlich kennt unser Schöpfer unsere Bedürfnisse besser als wir selbst. Er weiß, was wir brauchen, um nicht nur irgendwie zu überleben, sondern im besten Sinne des Wortes zu leben. Gott ist kein geiziger Onkel, der uns nichts gönnt. Aber er ist auch nicht der antiautoritäre Papa, der in der Schlange an der Kasse steht und kommentarlos sämtliche Süßigkeiten zahlt, die seine Kinder in den Einkaufswagen werfen. Unser Gott weiß als liebender Vater, was uns gut tut. Und dazu gehört auch Verzicht. Nehmen wir einmal ganz neu unseren Lebensstandard unter die Lupe und prüfen, was unser Leben bereichert und was es nur belastet. Wir müssen uns nicht mit sämtlichem Nippes vollmüllen, den die Gesellschaft uns aufdrängt. Als unser Herr Jesus Christus dem reichen Mann sagte, er solle allen Besitz verkaufen und ihm nachfolgen, wollte er ihn nicht arm machen. Im Gegenteil, er wollte, dass der Mann das aufgab, was ihn von Gottes Schatz trennte.



## Suchen. Finden. Vertrauen.

Denn gerade dann, wenn unsere materiellen Sicherheitsleinen nicht mehr funktionieren, zeigt sich, welche Schätze wirklich Wert haben. Wir durften in Afrika einige dieser Kleinode entdecken.

Wie reagiert man, wenn das Auto mitten in der Pampa im metertiefen Schlammloch steckt und der ADAC nicht kommt? Was tut man, wenn ein nicht beschaffbares Einzelteil zum siebten Mal kaputt geht, und man nicht einfach in den nächsten Heimwerkermarkt springen kann? Von wo kommt die Hilfe, wenn man fürchtet, dass der Ehepartner die Nacht nicht überstehen wird und der nächste Arzt zwölf unüberwindliche Autostunden entfernt ist? Wer gibt Sicherheit, wenn im Land Ausnahmezustand herrscht, Schüsse knallen, Häuser brennen und Plünderer durch die Stadt ziehen?

In diesen Momenten entdeckten wir einen neuen, alten Schatz: das kindliche Vertrauen in unseren Gott. Das Gebet bekam für uns einen lebendigen, herausgehobenen Stellenwert. Es war nicht mehr nur bloßes Beiwerk, zusätzlich zu Bankkonto, Versicherung und Notrufnummer. Nein, ziemlich oft blieb uns das Gebet als einzige Möglichkeit übrig. Immer dann, wenn wir total hilflos und am Ende unserer Sicherheiten angekommen waren.

In all den Unwägbarkeiten unseres afrikanischen Lebens erfuhren wir, dass Gott Vertrauen nicht enttäuscht. Und das ist sicherlich der größte Schatz, den wir in Afrika heben durften.

Heiko Schwarz

Heiko Schwarz (Jg. 1973) stammt aus Halle und arbeitet mit seiner Frau Romy zur Zeit mit Christliche Fachkräfte International in Guinea/Westafrika.



**Gott ist kein geiziger Onkel, der uns nichts gönnt. Aber er ist auch nicht der anti-autoritäre Papa, der in der Schlange an der Kasse steht und kommentarlos sämtliche Süßigkeiten zahlt, die seine Kinder in den Einkaufswagen werfen.**

Foto: © Daniel J. Fotiba